



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Volksbrauch und Aberglaube im Erzgebirge. 1.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Indeß wird es doch allmählig heller in dieser Dunkelheit. Kundige Landsleute, die in den letzten zwanzig Jahren öfter Unteritalien bereiseten, haben mir wiederholt, jedesmal hätten sie Fortschritte bemerkt, das Volk sei früher viel düsterer, unsauberer, geistig roher erschienen. Nun ist das Jahr Achtundvierzig gekommen: seit diesem Jahre gingen viel weniger Mädchen in die Klöster, und kamen viel mehr Bücher und genfer Erzieherinnen ins Land. Das Jahr Sechszig fuhr vollends in die stehenden dumpfen Wolken mit scharfem Luftzug hinein. Obgleich sich alles kopfüber in Politik und Grimm und lichterlohe Ideen stürzte, einige Männer gab es doch in jeder größeren Stadt, welche sich fragten: das Leben unsers Volkes, in welchem so viele natürliche Kraft und Geschicklichkeit steckt, warum ist es so ganz verkommen im kleinlichen Wesen? Warum ist sein frischer Baumwuchs so überwuchert von Gestrüpp? Und sie mußten sich sagen: alles Uebels Grund ist der Mangel an Bildung. Wo am wenigsten Bildung, dort liegen Gewerb und Anbau am tiefsten danieder, dort geschehen am meisten Frevel. Um jeden Preis will man sich nun losringen von der Herrschaft und Schule der Geistlichen, weil man nach anderer und mehr Bildung sich sehnt, als sie zu geben vermögen. Und merkwürdig genug, unter diesen Geistlichen selbst ist eine heftige Bewegung entstanden. Leidenschaftlich studiren und treiben die jüngeren Philosophie und Politik, schreiben Bücher und arbeiten in der Zeitungspressen. Nur in Neapel konnte die „Gesellschaft zur Befreiung der italienischen Priesterschaft“ entstehen, welche kein Sacrament antastet, die ganze Hierarchie aber zertrümmern will und eine italienische Nationalkirche schaffen.

Volksbrauch und Aberglaube im Erzgebirge.

1.

Im Folgenden richten wir unsre Aufmerksamkeit nur auf das sächsische Erzgebirge und auch hier nur auf die Sitten und Vorstellungen des Landvolks. Auch in den Städten findet sich noch mehr Alterthümliches und Eigenthümliches, als man nach der Abgeschliffenheit und Nüchternheit des städtischen Elements im übrigen Sachsen und Mitteldeutschland überhaupt vermuthen sollte, und Spieß*), dessen Sittenschilderung der Obererzgebirger wir im Nachstehenden

*) Aberglaube, Sitten und Gebräuche des sächsischen Obererzgebirges. Von Dr. Moriz Spieß. Zu finden in dem 19. Jahresbericht über die Progymnasial- und Realschulanstalt zu Annaberg. Dresden, C. C. Meinhold und Söhne, 1862. Die Abhandlung ist 78 enggedruckte Quartseiten stark und gehört, einige unrichtige Deutungen von Ausdrücken abgerechnet, zu den besten ihrer Art, jedenfalls verdient sie ihrer Reichhaltigkeit nach die Beachtung derer, die sich mit Sittenvergleichung und Volksnaturgeschichte überhaupt beschäftigen.

hauptsächlich folgen, giebt auch hiervon eine Anzahl interessanter Beispiele. Indes würde eine Ausdehnung unseres Berichts über dieses Gebiet mehr Raum beanspruchen, als uns zu Gebote steht, und so beschäftigen wir uns für jetzt nur mit dem Anfangs genannten beschränkteren Kreise der erzgebirgischen Bevölkerung.

Es war hohe Zeit, hier zu sammeln; denn mit Macht dringt die nivelirende Tendenz der Zeit, seit die Eisenbahnen ihre Zweige hier heraufstrecken, auch in die abgelegensten Thäler. Schon längst jäten die Schulmeister aus, was von altem Glauben sich bis in das Jahrhundert hinein erhalten hat. Nur die Alten bewahren noch Sitte, Spruch und Tracht der Väter, und die Alten von jenseits dieses Säculums fangen an auszusterben. Die junge Welt folgt neuer Mode und nennt Thorheit, was dem Geschlecht vor ihr probates Herkommen war.

Der erzgebirgische Bauer von altem Schrot und Korn kleidet sich im Wesentlichen noch so wie vor fünfzig Jahren. Bei der häuslichen Arbeit trägt er ein Käppchen von schwarzem Baumwollensammet oder eine „Schwanzmütze“ (gewirkte Zispelmütze von buntem Garn), auf dem Felde einen groben Filz- oder Strohhut. Einzelne ganz alte Leute halten das lange Haar hinten über dem Nacken mit einem Messingklamm zusammen und setzen darauf den sogenannten „Nagelzwickel“, einen grotesken Dreispitz. Häufig tragen auch Männer Ohringe, die gewöhnlich von Silber sind. Die Weste, hier „Brustlaß“ genannt, muß bunt, von blauem Sammet oder rothem Wollenstoff und mit einer Reihe zinnerner oder messingner Knöpfe geschmückt sein. Wohlhabende verwenden bisweilen noch Zwanziger oder halbe Gulden zu Westknöpfen. Die Beine bedecken schwarze oder hellgelbe Lederhosen, die meist bis an die Knöchel, mitunter noch bloß bis zum Knie reichen. Der Rock, von dunkelblauer Leinwand und in den Schößen roth gefüttert oder von blauem Tuch, geht bis zu den Fersen. Die Jacke ist gewöhnlich von Manchesterfamm und mit großen Metallknöpfen besetzt. Die Frauen kleiden sich wie im Niederland und haben in ihren Sonntagstaat mehr wie die Männer neue Moden aufgenommen. Daß sie schreiende Farben lieben, haben sie mit andern Frauen vom Lande gemein.

Das Gehöft des erzgebirgischen Bauern bildet in der Regel ein geschlossenes Viereck, und das Wohngebäude hat ein oberes Stock, wie auch sonst in Sachsen. Die Wände bestehen gewöhnlich aus Balkenwerk mit buntem Anstrich, welches mit Lehmklebwerk ausgefüllt ist; letzteres ist immer weiß getüncht. Ueber der Hausthür, die meist in eine am Tage offenstehende Ober- und eine Unterthür zerfällt, liest man die Jahreszahl der Erbauung und die Anfangsbuchstaben des Namens des Erbauers, bisweilen auch einen kurzen Bibelspruch. Das Dach ist mit Stroh, mitunter auch mit Schiefer oder Schindeln gedeckt. Der Düngerhaufen im Hofe wird in zierlichem Stande gehalten; denn „ein Misthaufen mit

der Gabel geflochten," sagt man, „ziert das ganze Gut.“ In der Hausflur befinden sich, wenn das Gehöft nicht ein eignes Milchhaus hat, die Geräthe zum Milchseien und Buttern. Auch pflegt hier der Brotschrank, „Kappel“ oder „Umet“, zu stehen, und häufig sind hier an der Balkendecke „Schwalbenbretchen“ angebracht, damit der glückbedeutende Vogel hier sich ansiedele.

Durch eine rothangestrichene Thür mit einem Guffensterchen treten wir aus der Flur in die Wohnstube, die stets sehr geräumig ist und gewöhnlich mit drei Fenstern nach dem Hofe und mit zweien nach der Seite, wo der Giebel ist, hinausblickt. Der vordere Theil derselben ist mit Steinplatten belegt, der hintere gebielt. Im Winter bedeckt man den Fußboden mit Stroh. Die Wände sind weiß oder gelb angestrichen. Die Decke wird von dicken, wie alles Holzwerk der Stube bunt lackirten Balken getragen. Ueber der Thür stehen als immerwährender Kalender mit Kreide angeschrieben die Anfangsbuchstaben der Wochentage, und darüber zieht sich ein Sims zum Aufbewahren der fleißig gebrauchten Kaffeetassen, das sogenannte „Kuppchenbret“ hin. Rechts von der Thür befindet sich das Gehäuse der Wanduhr und das Tellerbret, links hängt ein weißes, breitgespanntes, mit Fransen oder Spizen besetztes Handtuch, hinter dem sich das zum täglichen Gebrauch bestimmte verbirgt. Daneben zieht sich die Ofenbank um den Rachelofen, und hinter diesem erblickt man die behagliche „Hölle“. Auf dem Ofen trocknet man Majoran für die Zeit, wo Wurst gemacht wird, und Möhren- oder Runkelrübenwürfel, die gemahlen dem Kaffee zugesetzt werden, ihn häufig auch ganz vertreten. Der Familientisch, groß, gediegen, mit Holzbänken oder Stühlen umstellt, nimmt die eine Fensterecke ein. Ein kleiner Spiegel, an den man die Pathenbriefe der Kinder steckt, darf nicht fehlen. Hinter ihm schaut der Kalender und „das Birkenhoffriedel“, in gewöhnlichem Deutsch die Ruthe, hervor. Die Fenster Simsse sind zum Theil mit Blumenäschchen besetzt, in denen die Bäuerin Rosmarin-, Balsamin- und Muskatstöckchen, Katzenkraut, auch Rosen und Fuchsien pflegt, während der Hausherr sich mehr für die Meise, den Krieneritz (so heißt im Gebirge der Kreuzschnabel) oder den Hänfling interessirt, der an einem der andern Fenster seinen Käfig hat. An den Stubenwänden sieht man fast allenthalben buntausgemalte Jahrmarktslithographien, die Scenen aus der biblischen Geschichte, aus Genoveva, Tell u. d. darstellen, wohl auch ein Porträt von Franz Drake, der die Hauptspeise der Erzgebirger, die Kartoffel, nach Europa brachte, öfter einen Spruch, wie „des Morgens denk' an deinen Gott, des Mittags is' vergnügt dein Brot, Abends verschlaf' deine Noth“ unter Glas und Rahmen. Eine Hauptrolle spielt endlich in der Stube des Bauern der „Spahnleuchter“, ein mehre Fuß hohes Gestell, welches oben mit einer Zange zum Einklemmen der Rienspähne versehen ist, deren man sich in diesen Waldgegenden noch vielfach statt der Dellampen oder Talglichte bedient.

Neben der Wohnstube giebt's noch ein einfenstriges Stübchen mit etwas besserem Möblement für die Hausfrau und den Hausherrn. Von hier geht man dann in die Küche, an welche der Backofen grenzt, und neben der eine Treppe in den Keller hinabführt.

Auf der andern Seite der Hausflur tritt man durch eine Thür, die oft zum Schutz gegen die Kälte mit Strohbindern umflochten ist, in den Stall, und wieder an einer andern Stelle steigt man eine hölzerne Treppe in das obere Stockwerk hinauf. Hier giebt's zunächst einen großen Saal, wo Schränke den Sonntagsanzug der Bauersleute bergen und wo gemeinhin auch eine Wäschrolle und die Häckerlingslade stehen. Links von hier ist die „Oberstube“, der Stolz der Hausfrau mit dem Glasschrank von Eichenholz, darin sich allerlei ländliche Kleinodien, ein zinnerner Kaffeekeffel, Teller mit Reimsprüchen im Volksgeschmack, buntbemalte Geburtstagsstassen, seidene „Zulpe“ (Saugbeutel für kleine Kinder) und Aehnliches befinden. In der Mitte steht ein altväterischer Tisch. An den Wänden laden ein buntgemustertes Kanapee mit geschnitzter Lehne und gepolsterte Stühle zum Sitzen ein. An der Wand hängen der Spiegel, an dem ein paar Pfauenfedern schillern, und etliche bunte Bilder. In der angrenzenden Schlafkammer ragen zwei gewaltige Himmelbetten bis zur Decke, deren oberer Sims mit Blumen, mitunter auch mit Szenen aus der Bibel, z. B. aus dem Buch Tobias, bemalt ist. Auf der andern Seite des Saales mündet ein Gang, durch den man in die Kammern des Gefindes kommt.

Scheune und Tenne unterscheiden sich nicht von den Gebäuden dieser Art im Niederlande. Dagegen trifft man öfter als dort außer dem Obst- und Gemüsegarten neben dem Hause einige mit Buchsbaum eingefasste Blumenbeete. Auf seinen Feldern baut der erzgebirgische Bauer vor allem Roggen und Hafer sowie Kartoffeln, häufig Flachs, seltner Hanf und Erbsen, sehr selten Gerste und Weizen. Die wohlgepflegten Wiesen liefern reichliches Heu. Erst im August beginnt in den höher gelegenen Strichen des Gebirgs die Getreideernte.

Die Kost ist einfach, aber ausreichend: früh „Kaffee“ aus Eichorien, Runkelrüben, Möhren oder Gerste, wovon man ein halb Duzend „Schälchen“, d. h. Untertassen zu trinken und zu dem man entweder Kartoffeln oder einen „Fizen“ Brot verzehrt. Letzteres wird in den rauhern Gegenden um Annaberg, Marienberg und Schwarzenberg viel aus Hafer, sonst durchgehends aus Roggen gebacken. Später folgt ein zweites Frühstück, das in einer umfangreichen Butterschnitte oder einer Mehlsuppe besteht. Um die Mittagsstunde giebt es dann entweder ein Fleischgericht oder eine Milch- oder Kartoffelspeise, eine mächtige Schüssel mit Brei, Erbsen oder Linsen. Wochentags kommt nur Pökel- oder Rauchfleisch auf den Tisch, Sonn- und Festtags Braten, gewöhnlich Kalbsbraten mit Backpflaumen, wie man behauptet, das Nationalgericht der Sachsen. Häufig wird auch ein Gebäck aus Kartoffeln, Mehl und Milch, welches in den

verschiedensten Gestalten und Zubereitungen und demzufolge unter den verschiedensten Namen auftritt, ein Bröselgözen, ein Pfannenzudel, eine raube Mahd, ein Röhrenkloß, ein Bambes, ein Polst, ein Stamper, ein Stopper u. s. w. aufgetragen. Arme nähren sich auch Mittags nur von Kaffee und Kartoffeln und Abends von Kartoffeln und Kaffee. Bei Wohlhabenderen folgt dem Mittagsessen um vier oder fünf Uhr ein Vesperbrot, und der Abend bringt entweder eine Mehlsuppe oder eine Semmelmilch. Das gewöhnliche Getränk der Landleute ist Wasser, daneben Milch, des Sonntags in der Erntezeit Bier. Branntwein wird verhältnismäßig nicht viel, Kaffee der obenbeschriebenen Qualität dagegen so oft, als man ihn bekommen kann, häufig des Tages fünfmal, getrunken.

Der Charakter des gebirgischen Landmanns ist im Allgemeinen zu loben. Er ist gottesfürchtig, ehrlich und schlicht, arbeitsam und gesellig, weshalb einsam liegende Gehöfte selten sind und die Güter meist hart an einander grenzen. Wie alle Bauern hat er einen starren Kopf und starke Abneigung vor Neuerungen. Nicht so „gemiedlich“ wie das Volk in den Städten, ist er doch ein treuherziger und zuthulicher Mensch. Die sächsische Sauberkeit ziert auch ihn, und blankgescheuertes Gefäß, blendend weiße Wäsche sind auch unter den Frauen des Erzgebirgs hochgeachtete Dinge.

Des Abends nach der Arbeit kommen die Nachbarn in der Schenke zusammen, häufiger aber ist es jetzt, daß der Hausvater den Seinen aus dem Kalender, einer Zeitschrift oder einem vom Pastor oder Schulmeister geliehenen Buche etwas vorliest. Eigentliche Erholungszeiten für alle und Glanzpunkte im bäuerlichen Leben bilden wie überall die ländlichen Feste.

Ist die Getreideernte beendet, so veranstaltet der Wirth des Gehöfts am Abend, wo der letzte Erntewagen eingefahren worden ist, seinen Leuten einen Schmaus mit darauf folgendem Tanz, welche Festlichkeit „Stoppelhahn“ genannt wird. Darauf folgt, wenn alle Güter einer Gemeinde geerntet haben, das allgemeine Erntefest, wobei die Kirche so wie die einzelnen Häuser sich mit Kränzen von Aehren und Blumen schmücken. Dasselbe wird immer an einem Sonntag gehalten und ist wie anderwärts mit einer kirchlichen Feier verbunden. Abends giebt's Tanz in der Schenke. Man kommt nun zum Dreschen, man gelangt zu den letzten Garben, und endlich wird auch das „Gebrecht“, die Halme, welche nach Wegschaffung der Garben auf der Stoppel zusammengereicht worden sind, unter den Flegel gebracht. Plötzlich schweigt in der Scheuer der Drescherschlag, und lautes Gelächter erschallt in die Dorfstraße hinaus. „Du hast den Panzelhahn geschlagen“, ruft einer der Leute, und „Schnaps her! Schnaps her!“ schreit die ganze Gesellschaft. Der Branntwein wird durch den jüngsten der Drescher geholt und von allen getrunken — auf Kosten dessen, der den letzten Schlag gethan; denn der hat sich das Vergehen zu Schulden kommen lassen, den Panzelhahn zu schlagen.

Weit wichtiger und glänzender als das Erntefest ist, wie überall in Sachsen, auf dem Lande die Kirmes, die immer im Spätherbst gehalten wird. Der Dorfschneider muß für dieses Hauptfest im Leben des Bauern die jungen Leute neu kleiden, die Botensfrau den Mädchen neue bunte Bänder mitbringen, der Fleischer des Dorfes hat alle Hände voll zu thun mit Schweineschlachten und Wurstmachen, die Hausfrauen rüsten in den Gehöften Küche und Keller auf den großen Tag. Ueberall wäscht und kehrt und scheuert man Gefäß und Geräth, Braten werden zurecht gelegt, Kuchen in Massen gebacken. Die unsauberste Frau wird für diesen Tag reinlich, der genaueste Wirth hält es heute für Schande zu sparen, der Ungastlichste ladet Freunde und Gevattern zum Schmause. Die „gute“ Kaffeekanne wird aus der Oberstube geholt, um beim Frühstück zu glänzen. Der Kaffee ist diesmal zwar auch kein Mokka, aber doch echter Brasil, den der Bauer seiner blauen Fettagen und seines bittern Geschmacks halber allen andern Sorten vorzieht. Bei Tische giebt's Hühner- und Schweinebraten, weißes Brot und Bier, bei sehr Wohlhabenden wohl auch Wein, und Abends wiederholt sich das Schmausen, so daß man kaum noch im genügsamen Sachsen zu sein meint, wenn man an solchen Festen theilnimmt. Ist die Kostensuppe verspeist, so folgt Schweinesfleisch mit Zwiebelbrühe, dann Karpfen mit Krautsalat, zuletzt wieder Kuchen. Zuletzt geht's in die Schenke zu einem Walzer oder Dreher. Dann ziehen die Gäste mit „Kuchenhucken“ beladen unter Dankfagung für das Genossene von dannen. Auf die eigentliche Kirmes, die stets Montags gefeiert wird, folgt Dienstags eine Nachfeier mit Schmaus und Tanz und am nächsten Sonntag eine zweite, die „Kleinkirmes“. An manchen Orten, z. B. in Dittersdorf halten am Kirmesnachmittag die Musikanten einen Umzug, wobei sie mit Kuchen beschenkt werden. Einer von ihnen stellt das „Kirmesweib“ vor. Ein Strohhut mit rothen flatternden Bändern, ein beruhtes Gesicht, lange Locken von Berg, auf dem Rücken ein Tragkorb zur Aufnahme des zu erwartenden Kuchens, in der rechten Hand ein Stab, in der linken eine Laterne, in welcher ein Licht brennt, bilden nebst buntschneckeriger Weibertracht seine Ausstattung. Von den übrigen Musikanten begleitet, gefolgt von der Dorfjugend geht er unter allerlei Scherz und Schabernack von Gehöft zu Gehöft, vor jeder Thür wird geblasen; endlich lenkt man wieder in die Schenke ein, wo das Gesammelte getheilt und verspeist wird.

Ein wunderlicher Gebrauch bei Kindtaufen herrscht in Ehrenfriedersdorf. Wenn hier die Gevattern beim Tausschmause sitzen — es sind immer nicht mehr und nicht weniger als drei, und ist das Kind ein Knabe, so haben die beiden Gevattersbursche die Gevattersjungfer in der Mitte, ist's ein Mädchen, so sitzt der Gevattersbursch oben an und zu seinen Seiten die beiden Gevatterinnen — so nehmen jene nach einer kurzen einleitenden Ansprache der Hebamme, welche den Ceremonienmeister macht, jeder ein gefülltes Bierglas, welches mit einem

Teller bedeckt ist, und winken ihrer Mitgevatterin mit den Worten zu: „Profit auf die Lieberei!“ Diese antwortet: „Bohl bekomms auf die Lieberei!“ Derartige Wechselreden von der „Liebererei“ werden dann unter allerhand Scherzen und Wigen eine Weile fortgesetzt, bis das Mädchen unversehens ein kleines Geschenk, etwa eine Porzellanfigur, auf den Teller legt. Dies befriedigt jedoch die jungen Leute nicht, und daher wird der Wortkampf fortgeführt, bis die Jungfer eine Gabe bietet, welche zufriedenstellt, z. B. eine gemalte Tasse. Als Gegengeschenk erhält sie dann eine bunte Zuckerdüte. Auch in andern Orten herrscht die Sitte, daß die weiblichen Gevattern während der Taufmahizeit den männlichen beschenken; hier aber hat dieser dafür die „Auslage“, einen Beitrag zur Schul- oder Armenkasse, der mittelst eines herumgehenden Tellers eingesammelt wird, für jene zu bezahlen.

Seltzam ist die Art, wie man im Gebirge die Namen der Personen gebraucht. Ein Mann, der Gottlieb Richter heißt, wird Richterlieb genannt. Hat dieser einen Sohn Karl, so heißt dieser im Volksmunde Richterliebkarl, und dessen Sohn Gottfried wieder trägt den Namen Richterliebkarlfried. Andere Beispiele sind „Hansenfrigenkarlfried“, „Bachfrigenkarl“ und „Bauerhanscordel“. Wohnt jemand, um eine andere Form der Namenbildung zu erwähnen, in einer Mühle, welche die „Sorge“ heißt, so nennt man ihn, gleichviel welches sein Vatersname ist, den Sorgenmüller, oder bestimmter, wenn sein Vorname August ist, den Sorgenmüllergust. Sein Sohn aber, der Traugott heißen mag, wird als der Sorgenmüllergusttraugott bezeichnet, auch wenn er sich nicht dem Müllergewerbe gewidmet hat. Ebenso ist der Sohn August des Schneiders Gottlieb K der „Schneiderliebgust“. Auch von andern Umständen und Verhältnissen werden Spiznamen gebildet; hat jemand z. B. die Gewohnheit, fuchsfarbne Pferde zu halten, so nennt man ihn selbst Fuchs und hängt daran seinen Taufnamen, woraus dann etwa „Fuchsdavid“ oder „Fuchslob“ wird, seine Tochter Amalie heißt dann „Fuchsdavidmale“ oder „Fuchslobmale“.

Um die Adventszeit erscheint der „Hans Ruprecht“, ein in Pelz verummelter, mit einer Ruthe und einem Sack voll Nüsse versehener Knecht mit dem „Bornkinnel“ (nicht Brunnenkind, wie Spieß meint, sondern neugebornes Christkind) einer in Weiß gekleideten Magd als Vorbote der Weihnachtszeit für die Kinder. Wenn das Paar in die Stube tritt, fallen die letzteren auf die Knie, sagen ein Gebet, gewöhnlich das Vaterunser her, und erhalten, nachdem sie versprochen, künftig recht artig und fleißig zu sein, die mitgebrachten Nüsse, worauf der Ruprecht sich mit der Zusage, zu Weihnachten wieder zu kommen, murmelt und brummt, wie er erschienen, wieder entfernt.

Am Nikolaustage bäckt man sogenannte „Nickelszöpfe“, ein zopfartig gewundenes, nach unten sich zuspitzendes Gebäck von verschiedener Größe und Güte, womit man vorzüglich die Kinder beglückt.

Zu Weihnachten giebt es Stollen, Bregeln, Hörnchen und in Ehrenfriedersdorf sogenannte „Christfinder“, ein Gebäck, welches in der Form dem Nickelszopfe gleicht. Arme ziehen umher und singen vor den Häusern Weihnachtslieder, wofür sie beschenkt werden. Bei der Bescheerung spielt neben dem altheidnischen lichterbesteckten Tannenbaum auch die „Christgeburt“ eine Rolle, welche an verschiedenen Orten verschiedene Namen hat, bei den Einigen Christgarten, Paradiesgarten oder Bethlehem, bei den Andern wie im benachbarten Böhmen Krippe heißt und sich entweder als Zubehör des Weihnachtsbaums am Fuße desselben oder als besonderes Schaustück in einer Ecke der Stube auf einem Tische befindet. Im erstern Fall ist es ein mit Moos belegtes, von einem Zaun umgebenes Bret. An der einen Seite steht ein Stall, zu dem vom Eingang aus ein mit Sand bestreuter Weg führt, und in welchem sich das Christkind in der Krippe und Maria und Joseph befinden. Davor stehen die heiligen drei Könige, von denen der eine weiß, der andere braun, der dritte ein schwarzer Neger ist. Der Engel, mit Draht an einen Baum befestigt, schwebt darüber. Dem Stall gegenüber bemerkt man die Hirten mit ihren Heerden. Ist die Christgeburt besonders aufgestellt, so ist sie gewöhnlich etwa anderthalb Ellen vom Fußboden an eine der Stubenwände angebaut und mit Moos, glänzenden Steinen, Glas, Erzen und Flittergold geschmückt. Unten ist der Stall, in welchem man außer den heiligen Personen auch Ochs und Esel erblickt, „die dem Christkindel den ausgehenden Odem wieder eingeblasen haben.“ Seitwärts stehen die Hirten mit ihren Schafen, denen der Engel Gabriel erscheint. Im Hintergrunde ist Sand gestreut, und durch diese künstliche Wüste kommen die „drei Weisen aus Mohrenland“ gezogen. Die Terrasse oben enthält verschiedene Gruppen, meist aus der biblischen Geschichte, Darstellungen der messianischen Weissagungen, des Paradieses, der Kindheitsgeschichte Jesu u. d. m. Ganz oben sieht man einige Häuser, welche die Stadt Bethlehem bedeuten sollen, und darüber schwebt der Stern des Jahres Eins.

Häufig sind bei der Bescheerung auch die sogenannten Pyramiden, vom Volke „Pergametten“ genannt, die entweder einfach nur aus vier mit buntem ausge schnittenem Papier bekleideten, oben in einer Spitze zusammentreffenden, unten durch Querhölzer verbundenen Stäben gemacht, oben mit einem Fähnchen verziert und mit Tüllen für Talglichtchen versehen oder von sehr kunstvollem Bau sind. Letztere bestehen in der Regel aus vier „Platten“ oder Stockwerken, die um einen senkrechten Stab befestigt sind. An der Spitze des letzteren sind zwei Flügel angebracht, welche sich durch die Wärme der auf die eigentliche Pyramide gesteckten Lichter drehen und so das Ganze in Bewegung setzen. Auf den Platten stehen Gruppen von Figürchen, welche die verschiedenen Perioden der Kirchengeschichte darstellen sollen. Die unterste zeigt die Geburt Christi, die nächste ist mit Höhlen von flimmerndem Gestein bedeckt, in denen kleine Holzmännchen

stehen, welche verfolgte Christen vorstellen, die dritte Platte trägt das Mittelalter, Mönche, Ritter, Doctor Luther, die vierte endlich die Gegenwart, geistliche und weltliche Beamte, Soldaten, Könige, Napoleon u. d. vor. Die Figuren sind meist solche, wie sie die Spielwaarenfabriken des Gebirgs liefern, bisweilen aber auch wahre kleine Kunstwerke, die durch Maschinerie bewegt werden.

Am zweiten Weihnachtsfeiertage gehen die Burschen zu den Jungfern „Frischgrün-Beitschen“; d. h. sie schlagen dieselben mit Birkenzweigen, die man durch Einsetzen in Wasser zum Blättertreiben gebracht hat, und die mit einem rothen Bande zusammengebunden sind. Dafür werden sie mit Stollen bewirthet. Am dritten Feiertage thun die Mädchen den Burschen desgleichen.

Zu Fastnachten kleiden sich Kinder als Soldaten, Tiroler, Handwerksbursche, Handelsjuden u. d. und überraschen am Nachmittage besfreundete oder andere Familien als „Fastnachtsnarren“. Auf den Dörfern, z. B. in Pöhlen und Raschau, kommt zuweilen noch ein Umzug vor, der an den märkischen Schimmelreiter erinnert, Zwei Bursche, von denen der eine sich zu einer pferdeartigen Figur vermunmt und ausgestopft hat, während der andere auf ihm reitet, wandern von Haus zu Haus und treiben allerhand Teufeleien, Arme Kinder, die sich meist auch verkleidet haben, gehen mit vorn zugespizten Stöcken zu den Bauern, um Pfannenkuchen zu erbetteln. Man nennt diesen Umzug „Kräppelschießen“ oder weil die Ansprechenden dabei ihre Stöcke oder „Spieße“ durch die halbgeöffnete Thür hineinhalten, „Spießeinrecken“.

Am Aschermittwoch gehen in der Gegend von Marienberg Knaben und junge Bursche früh in die Kammern und beschütten die Schlafenden mit Asche oder Wasser, auch läuft man mit Säcken voll Asche über die Straße und bewirft die Vorübergehenden daraus. In Raschau, Sehna und Frohnau ist das Aschtopftragen im Gebrauch, wobei man einen alten Topf mit Asche und Unrath füllt, ihn zubindet, sich in ein Haus schleicht und ihn auf der Flur gegen die Stubenthür wirft, worauf der Thäter sich eiligst durch die Flucht zu retten sucht. Wird er erwischt, so setzt man ihn, wenn er sich nicht durch eine Kanne Branntwein loskauft, in den nächsten Wassertrog.

Im obern Voigtland treibt man um Ostern das sogenannte „Eierhärten“. Die Knaben sehen sich nach Eiern um, die eine recht feste Schale haben, und bezahlen für ein solches oft einen Groschen und mehr. Dann kommt man zusammen, und das Härten beginnt. Ehe aber der Eine mit dem Andern härtet, nimmt er das Ei des Gegners und pocht damit gegen die Zähne, indem er dabei mit der Hand das Ohr zuhält, um an dem Schall die Stärke der Schale zu probiren. Glaubt er, daß sein Ei fester sei, so härtet er mit jenem entweder „auf Rück und Spiz“ oder bloß auf „Rück oder Spiz“, d. h. sie schlagen entweder sowohl mit der Spitze als mit der untern Seite der Eier oder nur mit dem obern oder untern Ende derselben zusammen. Der, dessen Ei dabei zerbricht, hat das Spiel verloren. Zuweilen kommt dabei die Finthe vor, daß Einer ein mit Pech ausgegossnes Ei hat. Wird dies entdeckt, so bewirft ihn die ganze Gesellschaft mit faulen Eiern, und er wird mit lautem Hallo vom Plage weggejagt.

Am Morgen des Johannistages winden arme Kinder einen Kranz von Feld- oder Waldblumen, legen denselben auf einen Teller, stellen sich damit auf die Straße und bitten die Vorübergehenden um einen „Johannispfennig“, den man innerhalb des Kranzes hinlegt. Oder Kinder halten mit einer Schnur, die mit Blumen umwunden ist, oder an der ein Kranz hängt, die Vorbeigehenden auf, um sie zu einem Tribut zu nöthigen. Für das empfangne Geld machen sie sich des Abends eine Semmelmilch. Ferner wird an diesem Tage um den

„Johannisbaum“ getanzt, eine aus vier Stäben bestehende, mit Blumen verzierte Pyramide, welche in der Stube oder auf der Straße auf ein Tischchen gestellt wird. Abends besteckt man sie mit Lichtern. Die Tänzer sind weißgekleidet und singen verschiedene Lieder. Endlich herrscht bei Saida der Gebrauch, einen Johannistopf zu machen. Ein großer Topf wird mit einem Kranz geschmückt und mit einem Preis darunter auf den Erdboden gestellt. Wer mit verbundnen Augen den Topf mit einem Knittel trifft, erhält den Preis, und zum Schluß giebt's eine Semmelmilch. An einigen Orten werden auch noch Johannisfeuer angezündet.

Das hauptsächlichste Wintervergnügen der Jugend ist das „Ruscheln“, wobei man auf kleinen Schlitten, oft mit großer Kühnheit, von Anhöhen herabfährt. Im Frühling betheiligen sich die Knaben am Viehaustreiben, welches gewöhnlich mit dem ersten Mai beginnt. Die Hirten entwickeln dabei allerlei Künste. Namentlich knallen sie aus allen Kräften mit ihren Peitschen und suchen sich damit einander zu überbieten. Oder sie rufen sich gegenseitig von entfernten Höhen zu: „I nu aba! welle Zeit is deh? aba!“ Die Antwort lautet dann: „Mem de gestrige Zeit.“

Kinderspiele sind: das Hödern, das Spittelschlagen, Fuchs ins Loch, Stando, Kage und Maus, Mauerbrechen, Krimmer, Umbrennen und Sautreiben.

Beim Hödern bilden die Mitspielenden einen Kreis, einer zählt mit einem Rinderspruch aus, und der, welchen das letzte Wort trifft, muß „hödern“, d. h. einen der Spieler, die alsbald nach allen Richtungen auseinanderstieben, zu fangen suchen.

Beim Spittelschlagen erscheinen die Knaben mit Stöcken, die etwa eine Elle lang sind und unten eine scharfe Spitze haben. Dieser „Spittel“ wird von dem, welcher beginnt, mit aller Kraft so geworfen, daß er tief in den Boden fährt. Ein anderer sucht nun seinen Stab dicht neben dem ersten so einzutreiben, daß dieser herausgeschlagen wird, und so fort die übrigen Spielenden. Wer den Spittel des andern her austreibt, ist Sieger.

Fuchs ins Loch wird so gespielt, daß einer durch Auszählen zum Fuchse wird. Derselbe hat seinen Bau oder sein Loch an einem bestimmten Plage, an einem Baume, einer Ecke u. d. Die Uebrigen umkreisen diese Stelle, welche der Fuchs nur bis zu einer durch einen Strich bezeichneten Entfernung verlassen darf, unter allerlei Neckereien. Der Fuchs sucht einen derselben mit seinem Plumpsack zu schlagen, und gelingt ihm das, so wird dieser an seiner Stelle Fuchs. Geräth jener aber bei seinem Versuch über die ihm angewiesene Grenze hinaus, so muß er zur Strafe auf einem Beine hüpfen.

Stando ist ein Spiel, bei dem einer von der Gesellschaft einen Ball gegen eine Wand wirft und dabei zugleich einen der Genossen aufruft, der ihn fangen soll, während die andern so rasch als möglich die Flucht ergreifen. Sobald jener den Ball gefangen hat, ruft er „Stando!“ bei welchem Worte jeder da stehen zu bleiben hat, wo er gerade angelangt ist. Der Ballinhaber wirft nun mit dem Balle nach einem derselben, und trifft er ihn, so muß dieser das Werfen übernehmen, trifft er nicht, so erhält er von jedem der Mitspielenden einen Schlag.

Kage und Maus. Die Gesellschaft bildet, nachdem ausgezählt worden, wer Kage und wer Maus sein soll, indem man sich die Hände reicht, einen weiten Kreis. Die Kage befindet sich außerhalb, die Maus innerhalb desselben. Hierauf beginnt die Kage: „Mäuschen, Mäuschen, komm heraus!“ worauf die Maus erwidert: „Ich komm dir doch nicht raus.“ Darauf die Kage: „Krag ich dir die Augen aus,“ und die Maus: „Fahr ich zu mein Löchel naus.“ Die Kage sucht nun in den Kreis zu dringen, und gelingt ihr dies, so muß die

Maus herausgelassen, die Kage aber zurückgehalten werden. Erhascht die Kage die Maus, so werden zwei andere zu diesen Rollen bestimmt, und das Spiel beginnt von Neuem.

Beim Mauerbrechen theilt sich die Gesellschaft in zwei Parteien, die sich fest mit den Händen fassen, und von der einen Mauer wird einer gewählt, der die andere durch einen kräftigen Anlauf zu durchbrechen versucht. Dies darf er dreimal wiederholen, und kommt er damit nicht zu Stande, so muß er „Spießruthen laufen“.

Das Spiel „Krimmer“ hat seinen Namen vom Habicht, der im obern Gebirge vom Volke Krimmer genannt wird. Man zählt dabei aus, und der, welchen das letzte Wort trifft, wird der Krimmer. Dieser erhält einen Plumpsack und sucht damit einen der Uebrigen, welche sich zerstreuen und ihn mit dem Verschen necken: „Krimmerle, Krimmerle, geck, geck, schneid mer meine Haare weg,“ zu treffen. Der Betroffene wird sein Gefangener und muß ihm nun bei der Verfolgung der Andern beistehen. Das Spiel dauert so lange, bis alle in die Gewalt des Krimmers gefallen sind.

Auch das Anbrennen, welches beiläufig im Niederland, z. B. in und bei Dresden, ebenfalls in der Uebung ist, beginnt mit Auszählen. Der Betroffene muß „blinzen“, d. h. er muß sich mit zugehaltenen Augen an eine Wand oder einen Baum stellen, und hier zählt er laut bis zu einer gewissen Zahl, während die Andern sich verstecken. Nachdem er ausgezählt, sucht er. Entfernt er sich dabei weit von der Stelle, wo er geblinzt, so springt einer und der andere der Mitspieler rasch aus seinem Versteck auf und nach dem betreffenden Ort. Der Suchende läuft ebenfalls dahin. Kommt jener eher an, so pocht er dreimal an den Baum oder die Wand, um die sichs handelt, ruft dazu: „Eins, zwei, drei, erlöst“ und befreit sich dadurch von fernerm Mitspielen. Kommt dagegen der Suchende eher an und pocht mit dem Worten: „Eins, zwei, drei angebrannt“ an die Stelle, so wird jener dadurch sein Gefangener. Sind alle wieder versammelt, so wird der zuerst Angebrannte jetzt der Suchende und Anbrennende.

Beim Sautreiben darf die Zahl der Spielenden nicht zu groß sein. Nehmen wir an, sie wäre sechs, so gräbt man in einem Kreis fünf kleine Löcher und in die Mitte des Kreises ein großes. Jeder Spieler ist mit einem kurzen Stock versehen, und außerdem braucht man noch ein Stück Holz, einen Stein oder Ball oder sonst einen Körper, der sich leicht fortzuschlagen läßt, und welcher die Sau heißt. Nun beginnt man damit, daß die sechs Spieler mit ihren Knütteln die Sau, welche abseits an der Erde liegt, halten. Einer zählt: „eins, zwei, drei,“ dann eilen alle den kleinen Löchern zu, um dieselben durch Hineinstecken ihrer Stöcke in Besitz zu nehmen. Der, dem dies nicht gelingt, ist der „Sautreiber“ oder „Saumelker“. Dieser sucht nun die Sau in das große Loch in die Mitte hineinzubringen, was die Andern zu verhindern streben, indem sie die Sau mit ihren Knütteln fortzuschlagen. Dabei müssen sie sich aber hüten, daß der Sautreiber seinen Stock nicht in eins der Löcher stößt; denn der, welchem dies geschieht, muß dann an seine Stelle treten. Ebenso ist der Sautreiber „erlöst“, wenn er die Sau in das große Mittelloch bringt. Auch dieses Spiel ist in Dresden bekannt. Doch heißt es dort „Huß“, vermutlich von dem böhmischen Worte, welches Hans bedeutet.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Moriz Busch.

Verlag von F. A. Herbig. — Druck von C. C. Albert in Leipzig.